Der Sonntagsgast.

Jahrgang 17. **Beilage zum Nebraska Staats-Anzeiger.** **No. 3.**

Lehmanns Kriegslist.

Militärhumoreske von Theo. Seelmann.

Das wurde einstimmig zugegeben: er war der größte Esser in der ganzen Compagnie.

Er, der höchstens alle zehn Tage einen Nickel für einen Zipfel Wurst übrig hatte, dessen gewöhnliches Zubrot Salz bildete, der keinen Pfennig von zu Hause erhielt, er war von der Mutter Natur wie aus Ironie mit einem unglaublichen Appetit, mit einer Kaumuskulatur von unermüdlicher Ausdauer und mit einem Magen von einem fabelhaften Fassungsvermögen ausgestattet worden. Sein Commisbrot hatte er regelmäßig schon des zweiten Tag bis auf die letzte Krume aufgezehrt, ganze Berge von Pellkartoffeln ließ er zwischen seinen kreideweißen Zahnreihen spurlos verschwinden und die sonst so verschmähte braune Conservensuppe löffelte er mit dem sichtbarsten Behagen napfweise in seinen stets nahrungsbedürftigen inneren Menschen ein.

Ja, er war der größte Esser in der Compagnie. Und als hätte die allgütige Mutter Natur weiterhin ihre boshafte Laune an ihm bethätigen wollen, hatte sie ihm ganz im Gegensatz zu seinen spärlichen Mitteln ein Antlitz verliehen, das die Rundung des Vollmonds zeigte, das von Wohlgenährtheit strotzte und das stets von einem feisten Schimmer glänzte, als würde es Tag für Tag aus reinem Geldüberfluß mit Speck eingerieben.

Lehmann 6., genannt Speckiehmann, war nach keiner Seite hin ein Genie, das brauchte er Niemandem erst zu betheuern, Jedermann glaubte es ihm gutwillig, aber am wenigsten beschlagen war er in der kopfzerbrecherischen Rechenkunst. Und doch mußte er, seit er des Königs Rock zu tragen die Ehre hatte, rechnen — rechnen, daß ihm die dicken Schweißtropfen von der niedrigen, eckigen Stirn perlten.

Zwei Mark zweiundzwanzig Reichspfennige empfing er alle zehn Tage als Löhnung aus der kräftigen Hand des scharfblickenden Herrn Feldwebels. Von diesen zwei Mark zweiundzwanzig Reichspfennigen waren vorerst unbedingt gewisse Ausgaben zu bestreiten. Eine zweimalige Bearbeitung durch das schartige Messer des rothfingerigen Barbierlehrlings kostete einen ganzen Nickel. Für die Pflege seines vorläufig nur fühlbaren Schnurrbartes und desto reicheren Haupthaares benothigte Lehmann 6. ferner stets einer daumenstarken Stange der steifsten Wachspomade, die weitere zehn Reichspfennige erforderte. Denn die sorgfältigste Glattung seines widerspänstigen Haarwuchses war der vornehmste Gegenstand seiner berechtigten Eitelkeit.

Aber Lehmann war außerdem eine Persönlichkeit, die auf großem Fuße lebte. Daß der Sockel seiner Gehwerkzeuge etwas länger als erlaubt gerathen war, war Lehmann allmählich klar geworden, denn es verging kein Dienst, wo nicht der lungenkräftige Herr Feldwebel ihm beim Ausrichten der Compagnie die unliebsame Mittheilung gemacht hätte, daß seine Latschen, wie er sich auszudrücken gestattete, eine Meile über die Front hervorsähen. Dazu waren die unsalonmäßigen Füße des Mußketiers Lehmann 6. nicht nur lang, sondern auch breit, so daß er bei seinem Erdenwallen auf Flur und Feld die eindrucksvollste Spur zurückließ. Dieses mannhafte Auftreten kostete aber Sohlennägel. Und so mußte denn wiederum alle zehn Tage ein Nickel für dieses Unterstützungsmittel der militärischen Marschtüchtigkeit aufgewandt werden.

Lehmann der 6. war jedoch nicht nur Soldat, er war auch Mensch. Als solcher besaß er menschliche Schwachen. Wie oft hatte er es sich nicht schon zugeschworen, es nicht zu thun, und doch, so oft er am Löhnungsabend die ungeheure Summe von zwei Mark zweiundzwanzig Reichspfennigen in die Hand gezahlt erhielt, war nach dem Wegtreten sein erster Gang in die Cantine.

So, nun konnte er auch einmal, wie der Compagnieausdruck lautete, Fettlebe machen. Mit einem unvergleichlichen Wohlbehagen setzte er sich auf einen der handfesten Stühle an den von Bierresten klebrigen Tisch und ließ von seiner Cigarre den grauen Dampf wolkengleich emporsteigen. Drei Cigarren zu drei Pfennig das Stück und zwei Glas Bier für zwei Nickel, diese beträchtliche Ausgabe leistete sich Lehmann 6. alle zehn Tage trotz seiner Scrupel regelmäßig. Ein jeder Mensch hat hin und wieder den Drang, aus dem Vollen zu leben. —

Lehmann war kein Genußmensch und er war auch kein Vergnügungsmensch. Aber alle vier bis sechs Wochen wagte er es doch, am Sonntagnachmittag der Kaserne den Rücken zu kehren. Und traf er auf dem Tanzsaal die dicke Minna, die ihn mit ihren kleinen runden Augen immer so zutraulich anblinzelte und mit ihrem breiten rothen Gesicht ermuthigend anlachte, dann, nun dann ließ auch Lehmann 6. ein paar Groschen springen, um sich mit dem anschmiegsamen Mädchen straff und gewichtig im Tanz durch den Saal zu drehen.

Aber der Montag offenbarte ihm dann seinen Leichtsinn mit Schrecken. So war es auch heut! Am Sonnabend war Löhnungstag gewesen, am Sonntag hatte er mit der freundlichen Minna seiner Tanzlust gefröhnt, und wie er jetzt bei dem trüben Schein der schmucklosen Hangelampe in der Mannschaftsstube seine Baarschaft gezählt hatte, war er zu der niederschmetternden Entdeckung gekommen, daß er für die nächsten sieben Tage noch über ganze dreißig Reichspfennige verfügte.

Die Instruktionsstunde war vorüber, und nun saß Lehmann 6. auf dem Holzschemel vor seinem schmalen Kleiderspind und grübelte über die Vergänglichkeit des unentbehrlichen Mammon und die Deckung seiner nöthigsten Leibesbedürfnisse nach.

Die Ellenbogen auf die Kniee gestemmt, barg er vornübergebeugt das Gesicht in den breiten Händen. Geld! Geld! Geld! Dieser einzige Gedanke zermarterte sein armes, gequältes Hirn.

„Nun, Lehmann, denkst Du wieder über die Erschaffung der Welt nach?" erscholl plötzlich eine rasselnde Stimme neben ihm und eine kräftige Männerfaust faßte ihn an der Schulter an.

Wie vom Blitz getroffen, schnellte Lehmann 6. von seinem Sitz auf.

„Zu Befehl, Herr Scherfant!"

Wenn Lehmann auf eine Frage keine Antwort wußte, so erwiderte er mit Vorliebe: „Zu Befehl!"

Der Sergeant, der schnauzbärtige Corporalschaftsführer Lehmanns, drehte sich schnurzelnd den Bart. „So," sagte er wohlwollend, „wie weit bist Du denn in Deiner Untersuchung gekommen?"

Lehmann 6. richtete die Augen starr zur Decke empor, wie wenn er dort Hülfe suche, bewegte die Lippen, als wolle er sprechen, und — schwieg.

„Na, da scheinst Du also noch nich' gerade viel rausgetüftelt zu haben," bemerkte der Sergeant spöttelnd. „Die Sache is eben so leicht nich', wie sie aussieht."

„Zu Befehl, Herr Scherfant!" schnurrte Lehmann.

„Oder," fuhr der Sergeant nach einer Pause fort, „handelt sich's vielleicht um die Monneten, daß Du so tiefsinnig bist? Bist Du mit Deiner Löhnung schon fertig, und is nun bei Dir Holland in Noth?"

„Zu Befehl, Herr Scherfant!" stieß Lehmann dieses Mal im Tone der vollsten Ueberzeugung hervor.

„Aha, da steckt's!" lachte der Sergeant hell auf. „So, so. Na, kannst Du denn nich mal nach Hause schreiben? Dein Vater soll doch wohl Rittergutsbesitzer sein?"

„Ich habe blos noch 'ne Mutter," versetzte der Musketier zögernd, „und die sammelt im Sommer Pilze im Busch."

„Die wird Dir dann allerdings keinen Tausendmarkschein schicken können. Hast Du denn keinen Verwandten nich'? So 'nen alten Erbonkel?"

„Zu Befehl, Herr Scherfant!"

„Was ist er denn?"

„Der hat 'n Haus in Berlin und lebt von seine Gelder!"

„Na, siehst Du Mensch, da bist Du ja schöne raus. Denn schreib doch mal hin: „Lieber Onkel, nimm 'ne neue Hypothek auf und schicke mir die Hälfte!"

Lehmann 6. zuckte entsagungsvoll mit den Schultern.

„Du meinst," versetzte der Sergeant, mit den Augen zwinkernd, „das nützt nichts. Wenn er gutwillig nichts rausrückt und so knauserig is, dann mußt Du eben 'n bischen Dampf dahinter machen. Mensch, Lehmann, Du bist 'n Kerl, der sieben Pferde umreißen könnte! Schüttle das Stroh in Deinem Kopf 'mal ordentlich aus! Wozu bist Du denn Soldat? Ersinne 'ne Kriegslist, wie Du den alten Gauner fassen kannst, und dann setze Dich hin und schreib 'ne gediegene Epistel, daß er Dir schleunigst 'n Sack voll blanker Goldstücke schickt. Wenn Du Papier brauchst, dann komm zu mir, ich werd' Dir 'n Briefbogen und 'n Couvert geben, mein Sohn."

Damit wandte sich der Sergeant um und schritt dem Verschlag zu, durch den sein Gelaß von der übrigen Mannschaftsstube getrennt wurde.

Lehmann hatte sich wieder auf seinen Schemel gesetzt. In ihm gährte es gewaltig. Der Rath des Sergeanten, eine Kriegslist zu ersinnen, durch die er sich einen Geldzuschuß verschaffen könnte, war bei ihm auf fruchtbaren Boden gefallen. Aber wie sollte er zu Werke gehen? Das war die Frage. Die Mutter .... der Onkel .... Briefschreiben .... Kriegslist .... Geld .... Alles das wogte in seinem Kopf wild durcheinander. Seine Brust hob und senkte sich stürmisch und ein tiefer Seufzer entrang sich seinen Lippen.

Plötzlich richtete er sich auf. Ein halb ungläubiges, halb schalkhaftes Lächeln spielte auf seinem gutmüthigen Gesicht. Für einen Augenblick neigte er den Kopf, als ob er die Richtigkeit seines Einfalles noch einmal prüfen wollte, dann stapfte er entschlossen nach dem Verschlage des Sergeanten.

Wenige Minuten später kehrte er mit einem Briefbogen und Couvert in der Hand zurück. Er langte das verstaubte Tintenfaß und den abgebrochenen Federhalter mit der verrosteten Schreibfeder aus seinem Spind hervor, breitete ein Zeitungsblatt auf dem großen Stubentisch als Schreibunterlage aus, rückte den Schemel heran und begann mit hochgezogenen Augenbrauen zu schreiben:

„Meine sehr liebe Muhder.

Du wirst Dich wundern, daß ich schreibe, und ich mich auch. Denn ich möchte Dich oft schreiben, aber ich habe kein Geld nich für die Briefe an Dich, liebe Muhder. Ich habe auch jetzt kein Geld nich und deshalb schreibe ich Dich, ob Du mich was schicken kannst. Liebe Muhder. Es gefällt mir sonst sehr gut bei's Militär und mein Hauptmann is sehr mit mich zufrieden und sagt, daß ich sogar vielleicht noch Gefreiter werden werde. Mein Feldwebel sagt, daß ich der strammste Kerl von die ganze Compagnie bin. Liebe Muhder. Aber Geld habe ich niemals nich. Auch an den lieben Onkel in Berlin will ich nachher gleich noch schreiben, aber von Geld nich; denn sonst denkt er, ich schreibe blos von wegen Geldschicken. Liebe Muhder. Ich habe den lieben Onkel sehre lieb und denke immer an ihm. Und weil er Rennthier in Berlin is, strenge ich mich auch schrecklich an, damit ich seinem Namen Ehre machen thue. Wenn er mich sehn konnte, würde er sich sehre freuen und ich mich auch. Liebe Muhder. Wenn der liebe Onkel wissen thäte, daß ich nie kein Geld nich habe, würde er mich gewiß was schicken. Denn er is ein sehre guter Mann, den ich sehre liebe. Aber ehe ich an ihn um das Geld schreibe, hungere ich lieber. Denn er könnte sich dadrüber ärgern und er soll sich nur über mir freuen, denn ich habe ihn sehre lieb. Doch ich will jetzt schließen, weil ich noch an den lieben Onkel schreiben will, aber von Geld nicht. Es grüßt Dich Dein lieber Sohn Lehmann 6."

Lehmann legte aufathmend die Feder auf den Tisch und überlas noch einmal seine kunstvolle Ausarbeitung. Dann setzte er die Nummer seiner Compagnie und seines Regimentes unter seinen Namen, steckte den Brief in das Couvert und schrieb nun mit den schönsten ihm möglichen Schnörkeln die Adresse.

Nachdem er sich in der Cantine eine Briefmarke gekauft hatte, trug er das gewichtige Schreiben hinab zum Briefkasten des Kasernenhofes.

Vier Tage waren vergangen. Es war dies eine Zeit voll bangen Zweifels für Lehmann 6. Wenn seine Kriegslist gelückt war, dann mußte sich der Erfolg heute oder morgen zeigen. Mit gespannter Erwartung sah er daher der abendlichen Befehlsausgabe entgegen, wo die Briefschaften den Mannschaften übergeben wurden.

Endlich nahte die Stunde, wo die Compagnie zur Bekanntmachung des Dienstes antrat. Mit unbeirrbarer Sicherheit hatte der beleibte Herr Feldwebel die dienstlichen Angelegenheiten erledigt und nun begann er die eingelaufenen Postsachen an die Musketiere auszutheilen.

Ein, zwei, drei, vier Namen rief er auf, noch einen einzigen Brief hielt er in den Händen, da: „Lehmann 6.!"

„Hierr!" antwortete Lehmann, daß die Wände dröhnten.

Wahr und wahrhaftig, der Brief war an ihn adressirt.

„Wegtreten!" kommandirte der Feldwebel. Klappend machten die Mannschaften Kehrt und zerstreuten sich auf ihre Stuben.

Lehmanns Finger zitterten, als er das Couvert aufriß, und seine Augen wurden größer als er zu lesen anfing:

„Mein lieber Neffe!

Ick habe von Dir einen Brief gekriecht, den von Rechtswegen Deine Mutter kriechen sollte. Das schadet aber nichts. Denn ick habe durch ihm jesehen, daß Du ein Mensch von Gondewitte bist. Das freit mir, denn ick bin stolz auf meinem Namen. Du wirst wohl die Briefe an mir und an Deiner Mutter verwechselt haben. Ick habe aber auch keinen Stein nich, sondern ein Herze im Leibe. Damit es Deine Kameraden nich merken und es kein Porto kostet, schicke ich Dir in diesem Briefe ...."

Lehmann schlug das Blatt um.

Ein Schrei entfuhr seinem Mund.

Im Augenblick war die ganze Corporalschaft einschließlich des Sergeanten um ihn versammelt.

Kreideweiß und bewegungslos saß Lehmann 6. auf seinem Schemel.

„Donnerwetter, Lehmann," redete ihn der Sergeant an, „was ist denn los? Hat Dich der Schlag gerührt?"

„Nein, Herr Scherfant," brachte er stoßweise hervor, indem er sich straff aufrichtete. „Meine Mutter .... mein Onkel .... de Kriegslist ...."

„Aha, Deine Kriegslist! Jetzt wird's Licht. Na, was hast Du denn zusammengedeichselt?"

„Ich habe 'n Brief um Geld an meine Mutter geschrieben ...."

„Weiter!"

„Und habe dabei meinen Onkel recht gelobt und geschrieben, daß ich ihn sehre liebe und daß ich auch an ihn noch schreiben wollte ...."

„Weiter, nur weiter!"

„Und dann habe ich so gethan, als ob ich den Brief verwechselte und ...."

„Und?"

„Und habe ihn an meinen Onkel adressirt."

„Ah!" ging es durch die Zuhörerschaft.

„Na, und ist er darauf reingefallen?" fragte der Sergeant gespannt.

Statt aller Antwort öffnete Lehmann 6. die zusammengeballte rechte Faust und auf seiner Hand lagen — vier funkelnagelneue Fünfmarkscheine.

„Hurrah! Hurrah! Hurrah!" jubelte die ganze Corporalschaft. In demselben Moment war auch Lehmann auf die Schultern gehoben und wurde unter brausendem Halloh durch die Stube getragen.

Als sich der Freudenrausch gelegt hatte, ließ der glückliche Neffe für die Musketiere aus der Cantine eine Batterie anfahren und erlaubte sich auch, dem Herrn Sergeanten ein Glas Lagerbier anzubieten, das anfänglich ernstlich abgelehnt, dann aber dankbar angenommen wurde. Lehmann 6. selbst gestattete sich, an diesem Abend Fettlebe zu machen. Den übrigen Betrag der Geldsendung übergab er am nächsten Tage dem Herrn Feldwebel zur Verwahrung, damit er ihn hier nach Bedarf abheben konnte.

Die Kunde von Lehmanns Einfall durcheilte im Fluge das Regiment. In den nächsten Tagen begann auf allen Mannschaftsstuben eine eifrige Schriftstellerei, und eine ganze Reihe von Onkeln und Tanten erhielten alsbald inhaltsschwere Briefe, die insgesammt angefertigt waren nach dem Recept von — Lehmanns Kriegslist.

Der schlaue Wenzel.

Von Bruno Wagner.

In der guten alten Zeit soll bekanntlich Alles besser und billiger gewesen sein als heutzutage, und die Menschen viel ehrlicher und zuverlässiger; aber schlaue Gastwirthe, welche die Leute tüchtig rupften und ausbeuteten, hat's trotzdem früher auch schon gegeben. Wenzel Holzhau, der Wirth vom rothen Hahn, war auch so einer, aber einmal ist er an den Unrechten gekommen und wurde zur Strafe tüchtig ausgelacht.

Das Wirthshaus „Zum rothen Hahn" lag an der Landstraße, die von Eger nach Karlsbad führte und erfreute sich Jahr aus, Jahr ein lebhaften Zuspruchs. Jeder Fuhrmann, der Kaufmannsgüter nach Eger fuhr, hielt beim rothen Hahn an, um seine Pferde mit Wasser und sich mit Schnaps zu erquicken, und die Fremden, die in das berühmte Karlsbad wollten, stiegen aus ihrer feinen Kutsche oder Extrapost aus und tranken Wein oder aßen, was Frau Gordula Holzhau gekocht hatte. Besonders in den Sommermonaten mußte das Ehepaar im Schweiße seines Angesichtes tüchtig arbeiten; saßen sie dann Abends allein in ihrer Stube, dann zählte sie ihre Einnahme und freuten sich über die Silberstücke und die Kassenscheine, die ihnen wieder zugeflossen waren, aber Wenzel sagte jedesmal:

„Es ist viel, aber noch nicht genug! Wir müssen mehr verdienen!"

Da kam ihm einst in einer schlaflosen Nacht ein sehr schlauer Einfall, wie er seine Einnahmen vergrößern könnte. Jeden Vormittag fuhr nämlich damals ein Stellwagen von Karlsbad nach dem schwarzen See, an dessen Ufer die Ruinen eines alten Klosters lagen; am rothen Hahn wurden die Pferde umgespannt, und die Reisenden benutzten die Gelegenheit, zu Mittag zu essen. Für einen Gulden bekamen sie im rothen Hahn: Suppe, Braten mit Zuspeise, Eierkuchen und eine halbe Flasche Landwein. Sie durfen nicht so viel Zeit zum Essen haben!" flüsterte Wenzel vor sich hin.

Bereits am nächsten Tage nahm Wenzel den Kutscher des Stellwagens bei Seite. „Christoph, wenn Du morgen eine Viertelstunde später kommst, wie gewöhnlich, dann kriegst Du von mir ein Zwanzigkreuzerstück; aber pünktlich abfahren mußt Du trotzdem, verstehst Du mich? Sonst haben sie nicht genug Zeit, um den schwarzen See und die Klosterruinen gründlich zu besehen!" und Christoph nickte. Dann nahm der Wenzel auch den Stallburschen Andreas bei Seite. „Wenn Du die Vorspannpferde eine Viertelstunde früher bringst, kriegst Du von mir ein Zehnkreuzerstück.

Als der Stellwagen eintraf, stiegen 24 Reisende aus und verlangten Mittagessen. Wenzel führte sie höflich in das Gastzimmer, wo bereits eine gedeckte Tafel stand und kassirte im Voraus von jedem Gast einen Gulden ein. Erwartungsvoll saßen Alle da, aber die Suppe kam immer noch nicht. „Nur einen Augenblick Geduld!" bat Wenzel, und dann machte er die Gäste auf das silberne Salzfaß aufmerksam, das mitten auf der Tafel stand, und erzählte weitläufig, er hätte es von einer russischen Gräfin geschenkt bekommen, aus Dankbarkeit, weil sie im rothen Hahn so vorzügliche Pflege gefunden, als sie bei einem Unfalle mit der Extrapost den Arm gebrochen hatte.

Wie die Geschichte endlich zu Ende war, kam die Suppe. Donnerwetter! War die aber heiß! Als die Gäste sie endlich ausgelöffelt hatten, wurden draußen bereits die frischen Pferde angespannt und als der Braten aufgetragen war und herumgereicht werden sollte, blies der Postillion: Trara! Trara! Einsteigen!

„Aber, Schwager, wir haben ja noch gar nicht richtig gegessen!"

„Thut mir leid! Ich kann das nicht ändern! Ich muß abfahren, sowie die Pferde da sind!"

Es half nichts; seufzend und raisonnirend kletterten die 24 Reisenden wieder in den alten Rumpelkasten und fuhren fort.

Wenzel rieb sich die Hände. Das war aber ein Geschäft gewesen! 24 Gulden eingenommen und der größte Theil des Mahles noch vorhanden!

Von nun an ging das alle Tage so zu. Der Christoph kam zu spät, der Andreas zu früh, die Suppe war furchtbar heiß und der Wirth erzählte die alte Geschichte von der russischen Gräfin und dem Salzfaß.

Aber der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht! Der Herr Hauptmann Dogen, ein etwas streitbarer Mann, der in Karlsbad wegen seiner kranken Leber Sprudel trinken sollte, hatte ebenfalls auf der Fahrt nach dem schwarzen See für einen Gulden nur einen Teller sehr heiße Suppe gegessen und gebratene Hühner von Weitem gesehen. Als es wenige Tage später einem seiner Bekannten gleichfalls so gegangen war, schöpfte er Verdacht, daß das nicht Zufall, sondern ein Gastwirthskniff sein könnte und beschloß, den Wirth zum rothen Hahn zu fangen und abzustrafen. „Kommt! Dem Spitzbuben wollen wir das Handwerk legen!" mit diesen Worten begab er sich mit seinem Freunde am nächsten Tage zur Post und fuhr mit dem Stellwagen ab, zunächst bis zum rothen Hahn.

Es war Alles so wie das erste Mal. Aber als der Postillion zum Einsteigen blies, blieb der Hauptmann mit seinem Freunde ruhig am Tische sitzen. „Es geht fort, meine Herren!" mahnte der Wirth.

„Immer zu! Erst wollen wir essen!"

Es wurde dem Wirth ganz bänglich zu Muthe, wie die Beiden sich über Braten und Gemüse hermachten — sie aßen für die ganze Gesellschaft! Dann verlangten sie die versprochene Mehlspeise, und Frau Gordula, die sich gar nicht darauf eingerichtet hatte, mußte rasch mit Hilfe der Küchenmagd Schmarren backen. Wenzel lief immer ab und zu und trocknete sich den Schweiß von der Stirn. Daß Reisende die Fahrt zum schwarzen See im Stich gelassen, um sich bei ihm satt zu essen, war ihm noch nicht vorgekommen. Als er wieder in's Gastzimmer trat, fiel ihm eine Lücke auf seinem Tische auf, und wie er genau hinsah, da wußte er, was ihm fehlte: das berühmte silberne Salzfaß! Nur mit Mühe brachte er die Frage vor, ob die Herren vielleicht wüßten, wo das Salzfaß hingerathen sei?"

Der Hauptmann zuckte mit den Achseln. „Unter den Fremden war Einer, der mir etwas verdächtig aussah! Um mit ihm nicht zusammen zu sein, gab ich die Fahrt zum schwarzen See auf! Möglich, daß er das silberne Salzfaß bei Seite gebracht hat!"

Da war's mit der Fassung des Wirthes vorüber. „Das muß ich wieder haben!" mit diesen Worten lief er spornstreichs aus der Thür dem Wagen nach. Es ging bergauf; die Straße beschrieb einen weiten Bogen, aber der Wirth wußte nähere Fußwege und keuchend und schweißtriefend holt er den Wagen endlich auf der Höhe ein.

„Halt! Halt!" Christoph hielt und hörte zu seinem Erstaunen, daß er wieder umwenden und zum rothen Hahn zurückkehren sollte. Der Hauptmann und sein Freund waren gerade mit dem Essen fertig, als der Stellwagen wieder ankam. „Meine Herren! Welcher von den Reisenden ist derjenige, den Sie für den Dieb meines Salzfasses halten?" fragte athemlos der Wirth.

Da zuckte der Hauptmann abermals die Schultern: „Kein Einziger! Als Sie fort waren, Herr Wirth, entdeckten wir das silberne Salzfaß in der leeren Suppenterrine! So—jetzt haben wir uns satt gegessen, nun wollen wir ebenfalls nach dem schwarzen See fahren!" Damit stieg er mit seinem Freunde in den Stellwagen und ließ den Wirth ganz verblüfft vor der Thüre stehen.

Wenzel Holzhau soll nie wieder versucht haben, gar zu schnell reich zu werden, und hat das Salzfaß in einen Schrank geschlossen, weil Jeder, der es ansah, an die Geschichte denken mußte und ihn auslachte.

Auch naiv.

Daß neben der sprichwörtlichen Urwüchsigkeit der Berliner Droschkenkutscher auch noch Naivetät zu finden ist, beweist folgender, der „Berl. Ztg." als wahr verbürgter Fall, den eine Frau aus der Hohenzollernstraße selbst erzählt: „Ich engagirte in der Thiergartenstraße eine Droschke erster Klasse, um mich nach „Hotel Bristol", Unter den Linden, fahren zu lassen. Der Kutscher, ein junger, überaus höflicher Mann, machte ein sehr verlegenes Gesicht. „Is das rechts oder links in die Linden?" fragte er. „Sie kennen das „Hotel Bristol" nicht? Ich werde es Ihnen schon zeigen." Ein Strahl der Freude huschte über sein Gesicht: „Danke, Gnädigste, danke. Habe erst vor Kurzem den Fahrschein erhalten, komme aus Posen, jung verheirathet ...." Dabei öffnete er den Wagenschlag und ich stieg ein. An der Bellevuestraße sehe ich eine junge Frau stehen, die mit einem Taschentuche dem Kutscher zuwinkt; es war ein frisches, dralles Weibchen. Der Kutscher hält und steigt vom Bock, dann öffnet er die Thür und sagt zu mir: „Sehen Sie: Gnädigste, das ist meine Frau. Sehen Sie, seit vierzehn Tagen sind wir verheirathet und sehen Sie, den ganzen Tag über haben wir keine Stunde Zeit für einander. Sehen Sie, da wollt' ich nur 'mal bitten, daß Sie meine Frau mitnehmen, dann fahr' ich wieder nach dem Halteplatz—wissen Sie wenn man so jung verheirathet ist —" Und dem armen Kerl standen fast die Thränen in den Augen, und das Frauchen schaute mich so bittend an. Da habe ist sie mit einsteigen lassen, worüber ich mich heute noch freue. Die junge Frau erzählte mir auf der Fahrt von dem Glück ihrer jungen Ehe, so daß die Fahrt eigentlich recht interessant verlief."

Alles wiederholt sich.

Die geschmacklosen Schnabelschuhe mit aufwärts gebogenen Spitzen, mit denen man gegenwärtig die „Gigerln" herumspazieren sieht, haben schon verschiedentlich in der Geschichte der Mode eine Rolle gespielt. In England trug man unter dem König Richard II. die Spitzen so lang, daß sie am Strumpfe angebunden werden mußten. Die Reicheren befestigten sie mit goldenen Kettchen oder Agraffen, bis unter Eduard IV. endlich ein Gesetz gegen diese Modenarrheit erlassen wurde. Unter Philipp dem Schönen verlängerten auch die französischen Stutzer die Spitzen ihrer Schuhe derartig, daß ein königliches Dekret erschien, welches einzig und allein den Prinzen von Geblüt gestattete, ihre Schuhspitzen so lang machen zu lassen, daß sie, wenn der Träger solcher Schuhe sich bückte, ihm bis zur Nasenspitze reichten. Die Schuhspitzen der Herren vom Adel durften nur zwei Fuß und die der bürgerlichen nur einen Fuß lang sein.

Affenliebe.

„... Nun hast Du's für Deinen Hochmuth! Auf Jedermann hast Du herabgesehen, Niemand war Dir als Gesellschaft für Deinen Sohn gut genug— jetzt ist er im Examen durchgefallen!"

„Allerdings — aber in bester Gesellschaft!"

In Gedanken.

Professorsgattin (zu ihrem Manne): „Hast Du dem Herrn Huber schon zu seinem Namenstage gratulirt?"

Professor: „Nein! .... Warum? .... Ist denn heute Huber?" — —

Naiv.

Mutter: „.... Nun weiß ich nicht, ob der Dichter Lämmermeier, den wir für morgen Mittag eingeladen, gern Knödel ißt!?"

Backfisch: „O, das werden wir gleich haben! Ich schaue in der Literaturgeschichte nach!"

Im Heirathsbureau.

Vermittler: „Mein Fräulein, Sie sind entzückend! .... Wenn mich nicht die Provision, um die ich käme, reuen würde, ich würde Sie selbst heirathen!"

Höchste Zerstreutheit.

„Herr Professor, da ist ein Geldbrief gekommen!"

„Ach, der ist gewiß von meinem — Neffen, der auf der Universität studirt!"

„.... Was darf ich heute essen, Herr Doktor?"

„Alles, Herr Inspektor, was Sie gerne essen!"

„Was darf ich gerne essen, liebe Eulalia?"